



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Die Arbeiterfrage in den deutschen Kolonien

Vietor, Johann Karl

[Berlin], [1902]

urn:nbn:de:gbv:46:1-16255

38. c. 1017

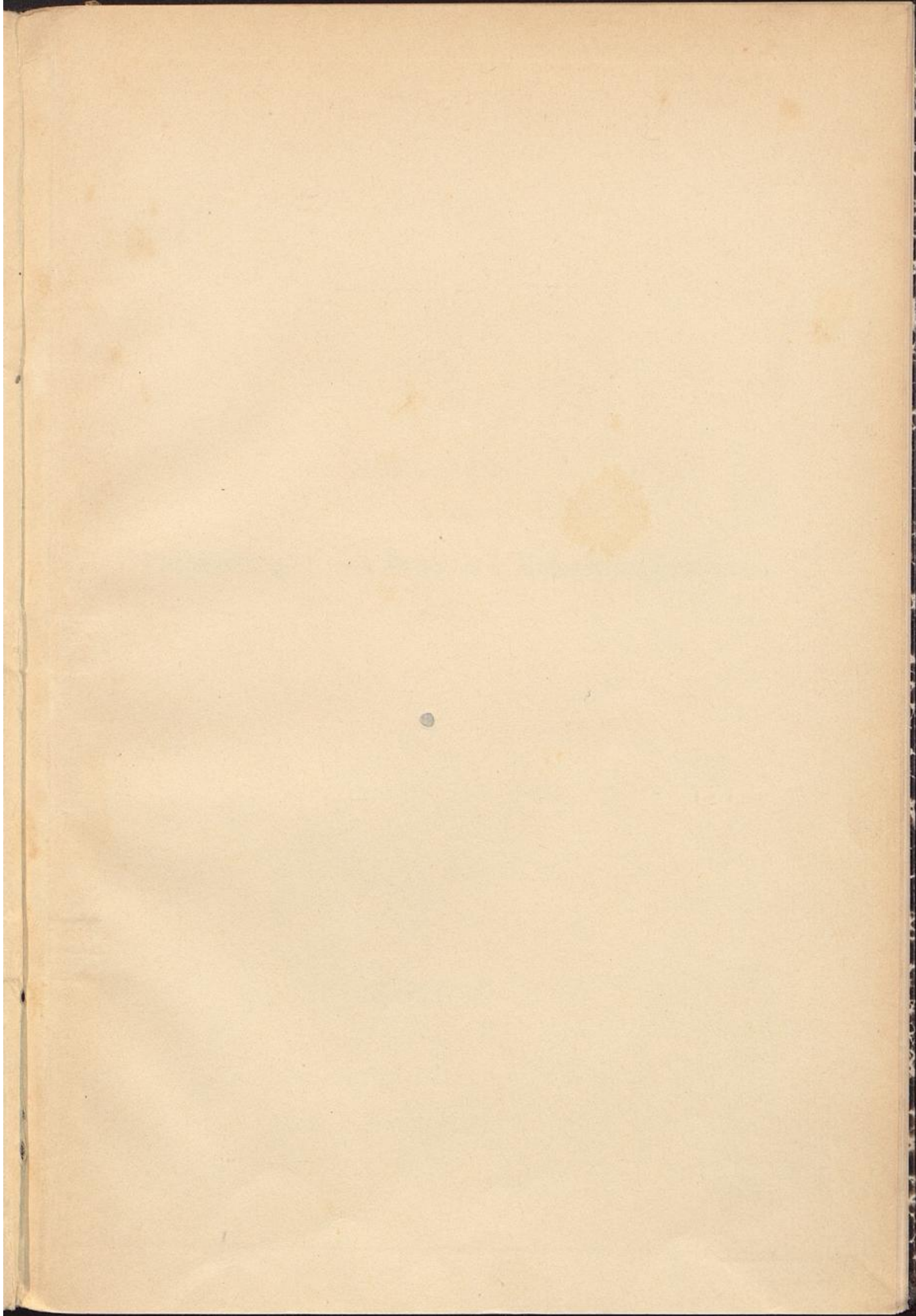
Verh. d. Dt.
Kolonialkon-
gresses.

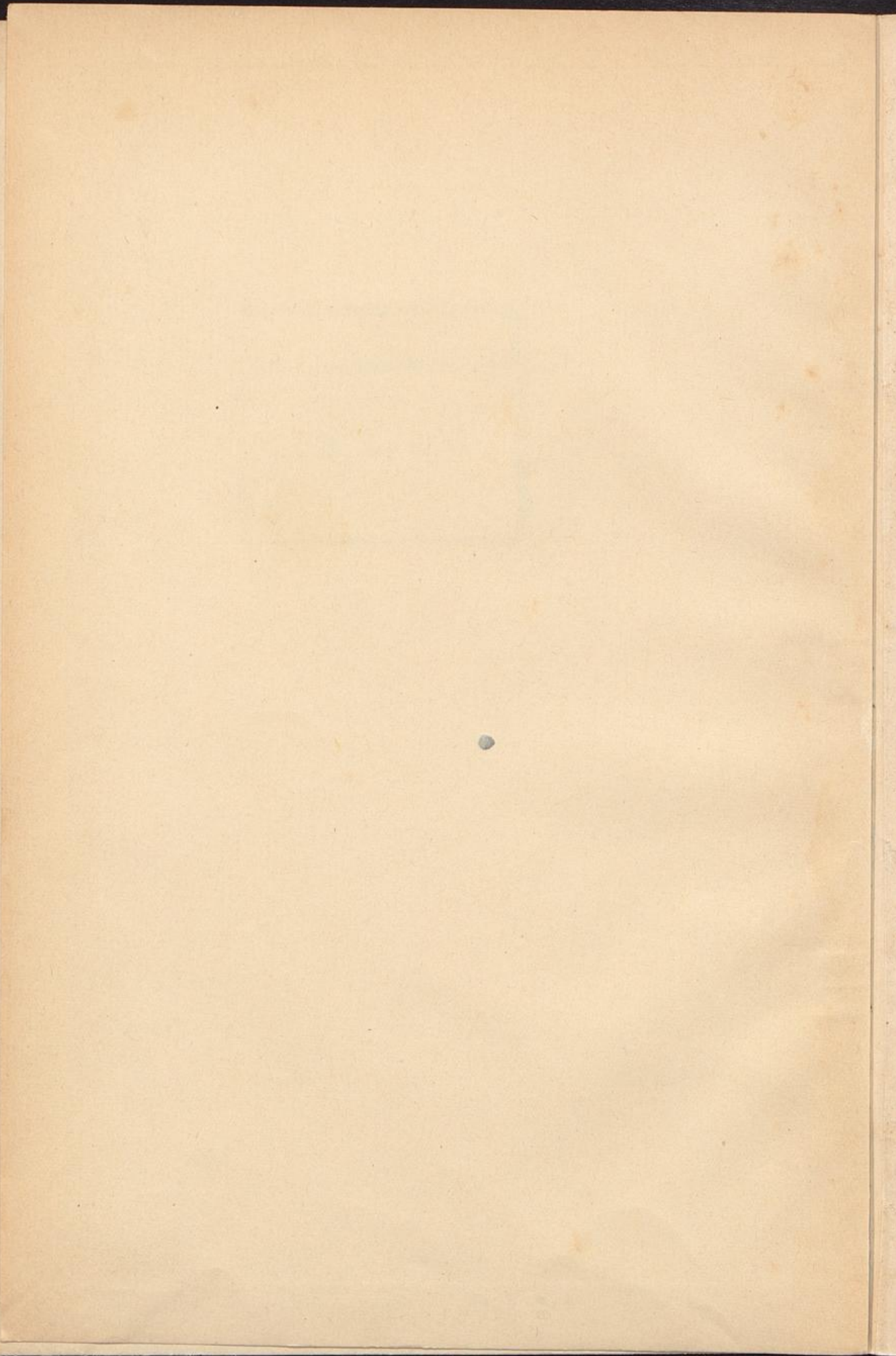
Der
Staatsbibliothek Bremen

geschenkt von

Herrn Reg. Ref. Vietor.

38. c. 1017.





Sonderabdruck
aus den
Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses
1902.



38c1017

Die Arbeiterfrage in den deutschen Kolonien.

Von **J. K. Vietor**, Bremen.

(Sektionssitzung am 10. Oktober, Nachmittag.)

Das Thema meines Vortrages: „Die Arbeiterverhältnisse in unseren Kolonien“, führt uns in die sonnenbeschiedenen, strahlenden Tropen. Sehen wir uns zunächst einmal an, wie unsere Schutzbefohlenen heute dort leben.

Wir befinden uns auf einer Reise im Innern Afrikas. Es ist Nacht, und wir schlafen in den kleinen, dumpfen Hütten des Häuptlings. Der erste Hahnenschrei weckt uns.

Obgleich es noch ganz dunkel ist, hören wir allerlei Geräusch. Die Frauen stehen zuerst auf und zerreiben am Mahlstein die Maiskörner zu Mehl, während das knisternde Feuer im Ofen leicht den Raum erhellt. Eine andere Frau kocht das schmackhafte Hirsebier, welches sie den rastenden Karawanen unter dem grossen Schattenbaum vor dem Dorfe verkaufen will. Von der Strasse her hören wir den höflichen Morgengruss der Neger. In langen Reihen ziehen die Frauen und Mädchen des Dorfes, den grossen Wassertopf auf dem Kopf, zum nahen Fluss, um dort das Wasser für den Tagesgebrauch zu schöpfen.

Wir erheben uns auch, denn im Osten beginnt der Himmel sich bereits weiss zu färben. Wir bummeln die Dorfstrasse entlang, überall ist reges Leben.

Zu zweien und dreien gehen die Männer mit ihren Gewehren zum Dorfe hinaus auf die Plantagen, gefolgt von den halbwüchsigen Jungen, die ihnen das Handwerkzeug nachtragen. Die Fischer ordnen am Flusse ihre Netze. Andere Männer rollen die schweren Palmölfässer die steilen Flussufer hinunter, um sie nach der Küste zu bringen. Jungens tragen Palmkerne in Körben in das bereitstehende Canoe. Unter einem luftigen Dach sitzt ein Schmied mit seinen drei Gesellen. Der Lehrling bedient den minimalen Blasebalg. Sie schärfen europäisches Handwerkszeug und verfertigen Ackerbaugeräte, sowie Schmucksachen und Fetische aus Eisen und Messing, die bei den Buschleuten einen raschen Absatz finden. Etwas weiter ist ein halbes Dutzend Leute mit dem Bau einer neuen Hütte beschäftigt, den Lehm herzutragend und knetend. Der Zimmermann nimmt gerade das Mass zu Tür und Fenster und verhandelt wegen des Preises der von seinen Leuten im Busch geschlagenen Agobalken. In grossen Trupps begegnen uns Männer und Frauen, schwere Lasten auf dem Kopf. Sie gehen zu dem drei oder vier Stunden entfernten Markt, um den Überschuss ihrer Landesprodukte gegen die so beliebten Stinkfische oder europäische Waren einzutauschen, die dort von den Küstenweibern oder Haussahndlern feilgeboten werden.

Von der Strasse aus treten wir in die Höfe, auch dort finden wir überall fleissige Arbeit.

Fünf bis sechs Kinder sitzen auf der Erde vor einem grossen Haufen Palmkerne und schlagen jeden einzelnen Kern mit einem Stein auf. Frauen sitzen in der Ecke und ziehen Perlen auf Fäden oder teilen den gekauften Tabak in kleine Päckchen, gross genug für eine Tonpfeife, die sie um einige Muscheln auf dem Markt verkaufen wollen. Andere reinigen den Hof, waschen und fegen. In einem anderen Gehöft finden wir einen Weber an seiner Arbeit.

Er webt handbreite Streifen Zeug in buntem Muster. Ferner einen Töpfer, der den Bedarf des Dorfes an irdenen Gefässen herstellt. Andere spinnen Garn aus selbstgezogener Baumwolle.

Wenn wir um sieben Uhr wieder auf die Strasse hinaustreten, erscheint das Dorf wie ausgestorben. Nur einige alte Leute sitzen auf dem Marktplatz und tauschen die Tagesneuigkeiten aus; sonst ist ein jeder seiner täglichen Beschäftigung nachgegangen.

Dieses der Wahrheit abgelassene Bild afrikanischen Dorflebens wird bei Ihnen zunächst den Eindruck hervorgerufen haben, dass die Schutzbefohlenen unserer Kolonien zwar arbeitswillige, betriebsame und fleissige Menschen sind, dass sie sich heute aber noch sehr quälen, wie etwa unsere grossen Kinder zu Hause, ohne doch etwas Erkleckliches zu leisten. Glauben Sie nun aber nicht mit mir, dass diese Leute, genügend unterrichtet, praktisch angeleitet und fördernd unterstützt, ebenso tüchtige und in ihrer Arbeit erfolgreiche Bauern und Handwerker werden würden, wie bei uns der Bauer und der Handwerker zu den produktivsten Ständen unseres Vaterlandes gehören?

Ebenso interessant ist auch ein Besuch auf einer europäischen Plantage.

Auch dort gibt es keinen langen Morgenschlaf. Schon kurz nach fünf Uhr erscheinen die ersten Arbeiter aus den umliegenden Dörfern. Sie warten auf den weissen Leiter, welcher nach dem Namensaufruf das Handwerkszeug verteilt und den Vorarbeitern die Aufgaben für den Tag stellt.

Wir begleiten unseren Gastfreund auf dem Rundgang auf seiner Plantage.

Die Sonne ist kaum aufgegangen; nachdem wir die grossen Pflanzbeete in der Nähe des Gehöftes passiert haben, gelangen wir zu den älteren Beständen, welche schon einen schönen Schatten gegen die allmählich heisser werdenden Sonnenstrahlen gewähren. Etwas weiter treffen wir die Leute an ihrer Arbeit, das hochwuchernde Unkraut aus den jüngeren Anpflanzungen zu entfernen. Wir sehen — im tropischen Afrika ein seltener Anblick — vier Ochsen vor einem Pflug gehen. Noch etwas weiter graben die Leute die grossen Wurzeln der gefälltten Bäume aus, und am Ende der bearbeiteten Plantage ist eine Sektion damit beschäftigt, den ursprünglichen Busch, der das Land bedeckte, mit scharfen Buschmessern und Äxten niederzulegen.

Es ist eine Freude, mit dem Leiter durch die Anlagen zu gehen. Überall hat er seine Augen, ein aufmunterndes oder tadelndes Wort für die Leute. Dem einen zeigt er, wie er eine Arbeit besser anfangen kann. Er spricht mit den Vorarbeitern und gibt seine In-

struktionen, und dabei hat er doch immer noch Zeit, uns auf alles aufmerksam zu machen und unsere vielfachen Fragen zu beantworten. Wir hören viel Interessantes von ihm. Er ist mit seinen Leuten sehr zufrieden. Er hat immer ein genügendes Angebot von Arbeitern. Sie lassen sich die notwendigen Strafen ruhig gefallen. Die schlimmste Strafe, die die Leute kennen, ist die Entlassung.

Ich habe Ihnen dieses zweite Bild gezeichnet, um Ihnen zu veranschaulichen, dass auch die grösseren Betriebe, in denen die Eingeborenen als Tagelöhner beschäftigt sind, der Kolonie zum Nutzen und dem Mutterlande zum Vorteil gereichen können, ebenso wie bei uns neben dem freien Bauernstand der Grossgrundbesitz und die kapitalistische Betriebsweise ihre gute Berechtigung haben. Sie werden aber auch bemerkt haben, dass ich Ihnen eine bekannte Plantage gezeichnet habe, wo das Verhältnis zwischen dem Herrn und seinen Leuten ein gutes und verständiges war, und nur unter dieser Bedingung, das möchte ich hier gleich scharf betonen, halte ich die Plantagen für einen Segen für das Land. Leider Gottes geht es auf allen deutschen Plantagen noch lange nicht so zu.

Man sollte nach diesen Ausführungen nun doch denken, dass die Regelung der Arbeiterfrage in unseren Kolonien die denkbar einfachste Sache von der Welt sei. Es sei nur nötig, auf den gegebenen Verhältnissen weiter zu bauen und

1. durch eine wohlwollende und verständige Regierung die vorhandenen guten Eigenschaften der Schwarzen weiter zu entwickeln und die schlechten zu unterdrücken;
2. sie durch Anlage von Versuchsgärten zu belehren, wie sie ihre Arbeit in wirtschaftlicherer, und damit für das Mutterland in steuerkräftigerer Weise verwenden können wie bisher;
3. den unselbständigen, im Lohnverhältnis arbeitenden Schwarzen durch Gesetze ein menschenwürdiges Dasein zu garantieren und ihnen auf solche Weise den Weg zu einem freien und zufriedenen Arbeiterstand zu bahnen, und
4. sie durch die Arbeit der Mission geistig und sittlich so weit zu heben, dass sie zu dem Vorstehenden befähigt werden.

Meine langjährige persönliche Erfahrung sagt mir allerdings, dass dies der einzige Weg ist, den wir beschreiten können, um an unseren Kolonien auch einmal Freude zu erleben und den Ländern und den Völkern selbst zum Nutzen und zum Segen zu gereichen. Und weil wir diesen Weg bisher nicht beschritten haben, deshalb hat uns unsere Kolonialpolitik bis heute so wenig Freude bereitet und so viele Enttäuschungen gebracht.

Die Eingeborenen unserer Kolonien haben allen Grund, uns dankbar zu sein, dass wir sie deutsch gemacht haben. Wo die deutsche Fahne

weht, herrscht Ruhe und Frieden, während früher Raub, Überfall und Mord an der Tagesordnung waren.

Ist es nun aber nicht ganz erstaunlich, dass wir unsere Kolonien nun schon beinahe 20 Jahre haben, dieselben in Afrika allein von mehr als 10 000 000 Menschen bewohnt sind, also mehr wie ein Sechstel der Einwohnerschaft Deutschlands besitzen, und dass diese vielen Millionen nach so langer Zeit, nach so viel Mühe, Arbeit und Ausgaben, heute noch nicht imstande sind, die Kosten ihrer eigenen Verwaltung zu tragen, während in den gut geleiteten englischen und französischen Kolonien, wo die Verhältnisse ähnlich liegen, die Produktion der freien Neger dem Mutterland jährlich viele Hunderttausende und Millionen abwirft? Woher kommt dieser Misserfolg? Meine Antwort lautet: Die Hauptursache ist die falsche Behandlung der Eingeborenen, denn ein Land kann in erster Linie nur durch seine eigenen Bewohner zum Blühen und Gedeihen gebracht werden.

Wer von uns hat denn aber in unserer Kolonialpolitik bis jetzt an die Eingeborenen gedacht? Haben wir die Leute so behandelt, als wenn sie Menschen wären wie wir, die nur auf einer tieferen Stufe stehen und unserer Erziehung bedürfen? Hat nicht vielmehr z. B. die schlechte Behandlung unserer Eingeborenen geradezu dem Gedeihen mancher unserer Plantagenkolonien im Wege gestanden? Wo gedeihen bei uns Landwirtschaft sowohl wie Industrie am besten? Dort, wo die Herren begriffen haben, dass mit der Wohlfahrt und Zufriedenheit ihrer Arbeiter ihr eigener Wohlstand und ihr Vorwärtskommen auf das Innigste verknüpft sind. Ich erinnere hier nur an die Namen Krupp und Lloyd.

In Afrika, speziell in Kamerun — in Ostafrika sollen die Verhältnisse bedeutend besser liegen — ist aber gegen dieses Prinzip sehr viel gesündigt worden. Wissen Sie, um nur ein Beispiel von den vielen dort herrschenden Missständen anzuführen, dass unsere Kamerunplantagen teilweise seit 10 Jahren bestehen? Offiziell wird zugegeben, dass dort jährlich mindestens 20 pCt. der Arbeiter sterben, hauptsächlich, weil sie die Nahrung, schlecht gekochten Reis, nicht vertragen können. Jetzt macht die Notiz durch die Zeitungen die Runde, dass einige Plantagen angefangen haben, fahrbare Dampfkochkessel einzuführen, wodurch der grassierenden Dysenterie etwas Einhalt getan werden soll. Also nach so langer Zeit wendet man die Kosten auf, um Hunderten, wenn nicht Tausenden von Eingeborenen das Leben zu erhalten. Ist das nicht, ganz gelinde gesagt, eine sehr kurzsichtige Kolonialpolitik?

Dadurch erklärt sich aber auch das Rätsel, dass [unsere sonst so arbeitswilligen Eingeborenen so wenig Neigung zeigen, auf den meisten Plantagen zu arbeiten, denn Ausnahmen gibt es selbst in

Kamerun. Und doch wäre es so unaussprechlich leicht, diesen an gar keinen Komfort gewöhnten Leuten das Los eines Plantagenarbeiters viel begehrenswerter erscheinen zu lassen wie ihr bisheriges, wenn man sie nur richtig ernähren, anständig behandeln und genügend bezahlen wollte.

Ich kann hier gar nicht energisch genug dem fälschlich verbreiteten Begriffe entgegenreten, dass wir es, in unseren afrikanischen Kolonien wenigstens, mit einer stupiden Bevölkerung zu tun haben sollen.

Heute schon gibt es in unseren Kolonien Hunderttausende, wenn nicht Millionen von Bauern, welche sehr gern statt der wertlosen Mais und Hirse: Kakao, Ölsaaten, Baumwolle oder andere wertvollere Kulturartikel ziehen würden, wenn sie nur wüssten, wie sie es anzufangen hätten, und wenn sie Abnehmer dafür fänden.

Heute schon drängen sich in unseren Kolonien die Jungens in die Missionsschulen, dass die Missionen nicht Lehrer genug für sie finden können.

Ja, im Innern des Togogebietes bezahlen die Eingeborenen 7—8 Mark für 1 *kg* Kakao, dessen reeller Wert 70—80 Pfg. dort sein mag, nur um in die Lage zu kommen, sich dort auch Kakao-plantagen anlegen zu können.

Sind das nicht strebsame, unternehmende Eingeborene? Und ist es nicht geradezu ein Jammer, dass unsere Regierung nicht vor 10 oder 15 Jahren bereits in ihrer Mitte einen Versuchsgarten anlegte? Hätten wir dann nicht heute dort schon blühende Kulturen und neue Exportartikel und damit grössere Zolleinnahmen und weniger Reichszuschuss? —

Aber das Bild, das ich Ihnen von den Arbeiterverhältnissen in unseren Kolonien zu geben habe, würde nicht vollständig sein, wenn ich hier nicht noch zweier Kolonialeinrichtungen gedenken wollte; der besten und der verderblichsten, die wir haben.

Ich nenne zunächst die Arbeiten des Kolonialwirtschaftlichen Komitees. Dasselbe, 1896 begründet, scheint berufen zu sein, den grössten Teil zu einer gedeihlichen Entwicklung unserer Kolonien beizutragen. Unbekümmert um die politischen Verhältnisse, hat es mit weitem Blick und mit einer Sachkenntnis und mit einem Verständnis, welche mich immer wieder in Erstaunen setzen, zunächst die wissenschaftliche Erforschung unserer Kolonien erfolgreich in die Hand genommen.

Ich erinnere nur an die Entdeckung von Kautschuk und Gutta-percha in Neu-Guinea und an die Feststellung grösserer Bestände von Nutzhölzern, Gerbstoff, Faser und Medizinalpflanzen in Ostafrika. Wo ein Notstand ist, springt es ein. In Ostafrika befindet sich eine

Expedition zur Bekämpfung der Kaffeeschädlinge auf den Plantagen; in Südwestafrika eine Bohrkolonne zur Schaffung von Tränkstellen für das Vieh. Zielbewusst arbeitet es an der Einführung der Baumwollkultur in Ostafrika und Togo als Volkskulturen. Ja, da dem heutigen Reichstag das nötige Verständnis für die Wichtigkeit von Eisenbahnen zu fehlen scheint, hat es sogar die Trassierung der so wünschenswerten Bahnlinie von Lome nach Palime selbst in die Hand genommen.

Doch es ist unmöglich, alle Verdienste des Komitees hier aufzuführen, welches annähernd 1000 Partien Saatgut an Interessenten und Versuchsgärten verteilte und über 150 Proben von Kolonialprodukten chemisch analysierte. Ich möchte aber den verehrten Anwesenden den dringenden Rat geben, soweit sie es noch nicht sind, Mitglieder dieses Komitees zu werden, denn dann werden sie durch sein Organ, den „Tropenpflanzer“ fortlaufend über die ebenso hochinteressanten, wie nützlichen Unternehmungen unterrichtet.

Die zweite Kolonialeinrichtung ist die Vergebung der Konzessionen.

Das ist der eigentliche Fehler unserer Kolonialpolitik, denn unsere Regierung hat das wertvollste Besitztum unserer Kolonien, den Grund und Boden, 10 000 quadratkilometerweise, sozusagen verschenkt, ohne sich die nötigen Kautelen zu schaffen, durch die die Interessen des Deutschen Reiches und der Eingeborenen genügend gewahrt werden. Was für Geschenke das sind, können Sie daraus ersehen, dass 1. an der Gründung der Südkamerungesellschaft in Brüssel allein 16 000 000 Francs verdient sein sollen, und 2. dass die beiden Gesellschaften Süd- und Nordwestkamerun heute schon dem deutschen Volke jährlich 60 000 000 Mark Pacht zu zahlen haben würden, wenn auf sie das 1896 von Herrn von Wissmann in Ostafrika erlassene, leider nachher zurückgezogene Bodengesetz zur Anwendung käme.

Aber nicht genug damit. Jetzt fordern die Inhaber einiger deutscher Konzessionen — es gibt natürlich auch verständige, die ihre Vorteile nach Recht und Gerechtigkeit ausnutzen wollen — auch noch, dass ihnen die sämtlichen Naturprodukte, Kautschuk, Holz etc., aus den ungeheueren, ihnen zugeteilten Gebieten, die sie mit den lächerlichen Summen von 2 und 4 Millionen Mark erschliessen wollen, zugesprochen werden, und dass jeder Mitbewerb anderer Unternehmer ausgeschlossen sei. Das heisst also mit anderen Worten, dass ihnen die Eingeborenen dieser Gebiete auf Gnade oder Ungnade übergeben werden sollen. Wenn die Leute arbeiten wollen, dann werden sie spottwenig für diese Arbeit bekommen, denn sie müssen die Preise nehmen, die ihnen die Gesellschaften vorschreiben. Wenn

ihnen aber das Entgelt zu gering ist und sie nicht arbeiten wollen, dann wird man auf die faulen Neger schimpfen, dann wird man die Hilfe der Regierung anrufen und versuchen, sie auf alle mögliche Weise zu zwingen. —

So liegen die Verhältnisse heute in unseren Kolonien.

Zwei verschiedene Prinzipien stehen sich scharf gegenüber.

Die einen sagen, wir haben unser Geld in die Kolonien hineingesteckt, und die Regierung muss uns helfen. Das Kapital kann nicht warten, schrieb die „Koloniale Zeitschrift“ neulich. Das ist der springende Punkt vieler unserer Kolonialpolitiker. Dividenden sollen herauskommen, und zwar so schnell wie möglich, wenn die Unternehmungen auch nach kaufmännischen Begriffen noch so übereilt und noch so unverständlich angelegt sind. Deshalb müssen Arbeiter auf irgend eine Weise für die Plantagen beschafft werden, deshalb müssen die Eingeborenen von Platz zu Platz weichen, wenn die Plantagen kommen, deshalb ist jeder Schwarze, der dort nicht arbeiten oder sterben will, ein fauler Kerl und schwarzes Gesindel. Deshalb soll man — es klingt wie Hohn — in einer deutschen Kolonie deutschen Bürgern den Handel untersagen. Deshalb endlich kümmert man sich auch um die vielen Millionen anderer Eingeborenen nicht; an denen ist für sie ja doch kein Geld zu verdienen.

Dem gegenüber kann das andere und, meiner Meinung nach, einzig richtige Prinzip gar nicht genügend klar gestellt und empfohlen werden, nämlich, dass die Hebung unserer Kolonien zum grössten Teil von der Hebung der Eingeborenen abhängig ist.

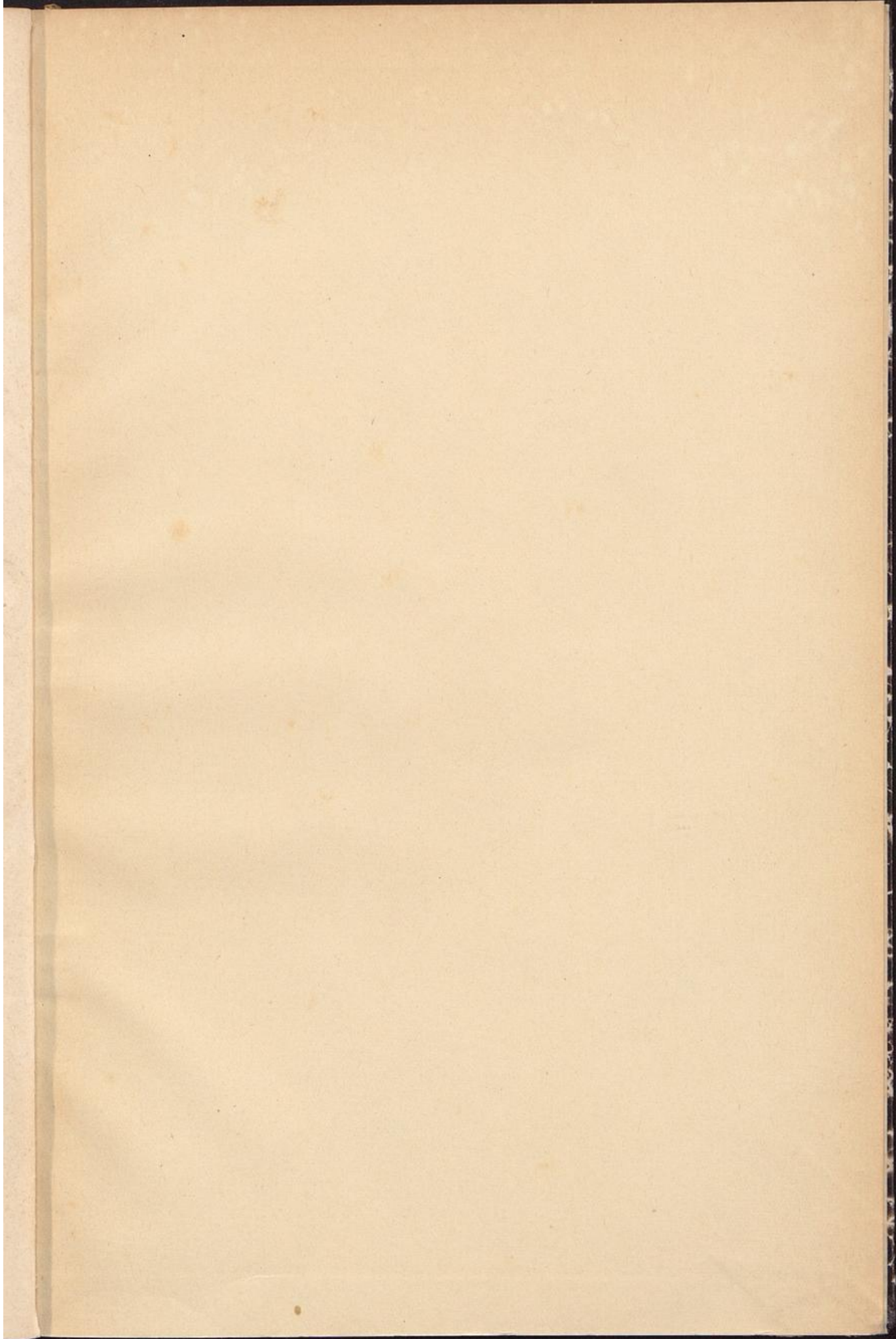
Man sollte diesen Leuten, die sich selbst nicht schützen können, vor allen Dingen die persönliche Freiheit bewahren. Wir verstehen unter persönlicher Freiheit nicht den Begriff der politischen Freiheit, wie er hier zu Hause zu gelten scheint, wo der Ruhige und Bescheidene so häufig hinter dem anmassenden Schreier zurücktreten muss. Wir sind im Gegenteil für stramme Zucht und Ordnung, aber wir verstehen unter dem Begriff der persönlichen Freiheit die Selbstbestimmung der Leute, dass sie ihr Leben einrichten dürfen, wie sie wollen, dass man sie nicht gegen ihren Willen zu unsympathischer Arbeit zwingen darf, und dass man ihnen, ich möchte sagen, ihre natürlichen Rechte, sich in ihrem eigenen Lande ihren Erwerb zu suchen, nicht nehmen darf. Der einzige Zwang, den wir anerkennen, ist die Erhebung von Steuern, wie sie dem Stande unserer Verwaltung entspricht.

Wollen wir zu dem Segen, den wir den Ländern durch die Besitzergreifung gebracht haben, nun weitere Segnungen hinzufügen? Wollen wir die Leute heben, belehren und bekehren, oder wollen wir ohne weitere Schwierigkeiten einen grossen Teil unserer Ein-

geborenen den Gesellschaften überliefern, dass sie damit mehr oder weniger schalten können, wie sie wollen?

Heute noch sind unsere Kolonien weiches Wachs in unserer Hand. Wir können heute noch die Verhältnisse gestalten, wie wir wollen. Wollen wir den Millionen Lohnarbeitern zu Hause nun noch Millionen Proletarier hinzufügen, an denen, nebenbei bemerkt, ja doch kein Geld zu verdienen ist? Oder wollen wir mit Kraft und Energie und Verstand an der Schaffung eines freien Bauernstandes arbeiten, der, auf seiner eigenen Scholle sitzend, seinen eigenen Acker baut, und friedfertig und genügsam sorglos sein Leben genießt, froh des starken Schutzes des gewaltigen Deutschen Reiches.

Die Entscheidung über die Zukunft unserer Kolonialpolitik muss in den nächsten Jahren fallen, und damit wird das Los der Eingeborenen besiegelt sein; gebe Gott, dass unser Kaiser und unsere Regierung und das deutsche Volk das Richtige wählen. —



HELMUT FOCKEN
Buchbinderei
Bremen
Buchtstrasse 62

